# ORIENTIERUNG

Nr. 8 54. Jahrgang Zürich, 30. April 1990

Wenn der kommunistische Burgermeister von Évreux sagt, Jacques Gaillot sei der beste Botschafter seiner Stadt, so löst diese Meinung in gewissen kirchlichen Kreisen keine Begeisterung aus. Andere hingegen sprechen mit großer Sympathie von der «unsichtbaren Diözese von Évreux», die sich in den vergangenen Jahren um den unkonventionellen Bischof herum gebildet habe. Évreux, Provinzstadt in der Normandie mit 50 000 Einwohnern, ist eine der ältesten Städte Frankreichs und wurde schon im 4. Jahrhundert Bischofssitz. Heute ist es ein kleines industrielles Zentrum mitten in einer ansonsten eher agrarisch strukturierten Region im Windschatten von Paris. Von den Medien des In- und Auslands wurde Évreux entdeckt, seit der Ortsbischof mit spektakulären Aussagen und Aktionen Aufmerksamkeit erregt... Jacques Gaillot – ein Medienereignis? Ganz gewiß nicht im Sinne einer eitlen Selbstinszenierung. Im stickigen Klima des Milieukatholizismus gilt sehr schnell etwas als aufregend oder anstößig, was für den aufgeklärten Zeitgenossen nicht unbedingt eine Sensation ist. Wer sich wie Jacques Gaillot als Bischof für den Gebrauch von Kondomen im Kampf gegen die Verbreitung von AIDS ausspricht, darf sich des Interesses der Journalisten sieher sein. Aber auch wer sich für innerkirchliche Kuriositäten nicht oder nicht mehr interessiert, hat vielleicht bemerkt, daß progressive und restaurative Entwicklungen in der Kirche in einem größeren kulturellen Kontext stehen und eventuell Folgen für die gesamte Gesellschaft haben.

# Bischof Gaillot - Kirche ohne Tabus

Als Gaillot 1982 zum Bischof von Évreux ernannt wurde, ahnte kaum jemand, daß er die französische Kirche der 80er Jahre auf ungewöhnliche Weise in die öffentliche Diskussion bringen würde. Und zwar durch nichts anderes als durch sein beharrliches und liebenswürdiges Eintreten für eine Kirche mit menschlichem Antlitz, die mit dem Programm des Zweiten Vatikanischen Konzils Ernst macht und zu den Menschen geht; nicht mit Bekehrungseifer, sondern mit der Faszinationskraft von freiem und befreiendem Menschsein. Außerhalb Frankreichs ist das romantische Klischee verbreitet, die französische Kirche sei als arme Kirche – ohne Kirchensteuern und ohne staatskirchenrechtliche Privilegien – ohnehin näher bei den Sorgen der Menschen. Jedenfalls dürfte die Alltagswelt der Bischöfe anders aussehen, wenn der Abschirmdienst und der Realitätsfilter der gigantischen Ordinariatsbürokratien wegfallen. Zwischen Jacques Gaillot und den Medien steht keine Agentur, die die Öffentlichkeitsarbeit der Diözese Évreux gezielt steuert. Und für Gaillot stellt es prinzipiell kein Problem dar, sich auf Anfrage auch in der Zeitschrift Lui oder im Homosexuellenmagazin Gay Pied Hebdo zu äußern.

Kein Wunder, daß fast alle französischen Fernseh- und Rundfunkstationen über Gaillot berichten und ihn zu Talk-Shows und Interviews einladen! Im Herbst 1989 kamen gleich drei Bücher zum «Fall Gaillot» auf den Markt: zwei von ihm selbst und eines über ihn. Im September erschien bei den Éditions du Seuil ein Band mit dem Titel «Monseigneur des autres», der im ersten Teil einen autobiographischen Text von Gaillot enthält, im zweiten Teil ein von Catherine Guigon geführtes Interview mit ihm und im dritten Teil eine Dokumentation wichtiger Texte und Presseerklärungen zu den Ereignissen zwischen 1982 und 1989.<sup>2</sup> Im Oktober folgte gleich der nächste Interview-Band, «Ma liberté dans l'Église» (Meine Freiheit in der Kirche)<sup>3</sup>, der aus Gesprächen hervorgegangen ist, die zwei Journalisten von Paris-Normandie mit dem Bischof aufgezeichnet haben. Christophe Wargny, ein Historiker mit besonderem Faible für Nonkonformisten, veröffentlichte ein Buch über Gaillot: das erste große Porträt des kirchlichen Außenseiters.<sup>4</sup> Ist dies der Beginn der Gaillot-Hagiographie? Wohl kaum. Denn die Interviewtexte zu aktuellen Themen passen überhaupt nicht in die Gattung einer gewissen Bischofsliteratur, mit der bekannte westdeutsche Verlage bei bestimm-

### PORTRÄT

Der Bischof von Évreux und Frankreichs heiße Eisen: Jacques Gaillot vertritt eine Kirche mit menschlichem Antlitz – Anders, als dem deutschen Leser vorgestellt, rührt er an gesellschaftliche Tabus – Engagement für einen Dienstverweigerer – Einsame Stellungnahme gegen die «force de frappe» – Demaskierung der katholischen Schulen als Schulen der Reichen – Anwalt für arbeit- und asylsuchende Ausländer – Traditionalisten fordern seine Amtsenthebung – Symbolfigur für die Einheit von Mystik und Politik.

Walter Lesch, Freiburg/Schweiz

### LITERATUR

Wie schafft man es, einfach nur Ungar zu sein?: «Die Beschneidung» – eine Geschichte von György Dalos – Eine jüdische Jugend Anfang der fünfziger Jahre in Ungarn – Konsequent aus kindlicher Perspektive erzählt – Ungewißheit über jüdische Identität – Zwischen hypochondrischer Mutter und lebenstüchtiger Großmutter – «Es ist schön, daß du ein Jude bist...» – Ein familiengeschichtlicher Begleittext: Martin Pollacks Veröffentlichung «Des Lebens Lauf» – Der wahre Holocaust, der von Dalos heiter geschilderten jüdischen Familie.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri

# **GESELLSCHAFT**

Freies Wochenende in Gefahr: Im deutschen Kontext aufgeworfen, kommt die Frage rasch auf alle industrialisierten Länder zu – Sind die Sachzwänge echt? – Auslastung kapitalintensiver Anlagen mittels flexibler Arbeitszeit – Fünf Leitlinien zur ethischen Bewertung von Wochenendarbeit – Entwurf des Arbeitsgesetzes unannehmbar – Ist die Sonntagsruhe der zu verteidigende Wert? – Erwerbsarbeitsfreier Samstag und Sonntagsruhe gehören zusammen – Festzeit: Wann sollen die Menschen sich noch treffen – Regelung flexibler Arbeitszeiten muß überbetrieblich erfolgen – Was es jetzt braucht: gemeinsames Engagement von Kirchen und Gewerkschaften.

Friedhelm Hengsbach, Frankfurt/M.

# BUCHHINWEIS

Seht, da kommt der Träumer: Ein Bild- und Textband von H.-E. Bahr über Martin Luther King – Zur gefährlichen Erinnerung an seine politische Vision und seinen Widerstand ohne Gewalt. Karl Weber ten Zielgruppen einen guten Umsatz erreichen. Und Wargny ist kein Christ; im Vorwort seines Buches erklärt er, als alter 68er habe er bei Gaillot die Themen wiedergefunden, die er in der politischen Linken seit einiger Zeit vermisse. Er zeichnet das Bild des kirchlichen Amtsträgers, ohne dabei steifen kirchlichen Jargon zu verwenden, den man auch in Gaillots Interviewäußerungen vergeblich sucht. Jacques Gaillot ist kein Schriftsteller, der feierliche Texte zur Befriedigung spiritueller Sicherheitsbedürfnisse produziert. Er ist ein Mann des gesprochenen Worts und der engagierten, bekenntnishaften Rede.<sup>5</sup> Deshalb ist es zumindest irreführend, wenn er jetzt dem deutschsprachigen Leserpublikum mit dem Buch «Was für mich zählt, ist der Mensch» zunächst als ein geistlicher Autor vorgestellt wird.<sup>6</sup> Nach Meinung des zuständigen Lektors sind die Verwicklungen in der französischen Kirche und Gesellschaft für den deutschsprachigen Leser nicht von Bedeutung. Kraftvolle und überzeugende Spiritualität ist angesagt. Honni soit qui mal y pense.

# Zur Biographie

Wer ist dieser unscheinbare Mann, der von den einen als Prophet gefeiert, von den anderen als Provokateur beschimpft wird? Jacques Gaillot wurde 1935 in Saint-Dizier (Haute-Mar-, ne) geboren und wuchs wohlbehütet in einer bürgerlichen Familie auf. Schon als Kind hatte er den Wunsch, Priester zu werden, und entwickelte als eifriger Ministrant eine intensive Beziehung zur Welt der Liturgie. Die Ausbildung am Priesterseminar von Langres wurde 1957 für zwei Jahre durch den Militärdienst in Algerien unterbrochen; für den jungen Seminaristen war dies ein wichtiger biographischer Einschnitt in einer allzu selbstverständlichen Lebensplanung: die Konfrontation mit Gewalt und Brutalität und die respektvolle Begegnung mit der frémden Kultur des Islam. Nach der Rückkehr nach Frankreich schickte ihn sein Bischof zum theologischen Lizentiatsstudium an die Gregoriana nach Rom, wo er die Aufbruchstimmung der Zeit vor dem Konzil erlebte. Die Priesterweihe fand 1961 in der Heimatdiözese statt.

Insgesamt also gute Voraussetzungen für eine kirchliche Karriere, die für die Zeit von 1962 bis 1982 bei allen wichtigen Funktionen jedoch keine spektakulären Entwicklungen erkennen ließ. Jedenfalls war Gaillot höchst überrascht, als er die schriftliche Ernennung zum Bischof von Evreux erhielt. Zwar war er in der Kirche Frankreichs in den Leitungsgremien kein Unbekannter. Dazu hatte er bereits in zu vielen Institutionen auf diözesaner und nationaler Ebene gearbeitet. Aber ein lautstarker Kirchenkritiker war er in diesen zwanzig Jahren nicht, vielmehr ein junger Priester, der im Geist des Konzils mit der Umgestaltung von Ausbildungsgängen für den kirchlichen Nachwuchs betraut war. Es ist dieses Engagement für den konziliaren Aufbruch, das sich wie ein roter Faden ziehen wird. Von 1962 bis 1964 ging Gaillot zum Weiterstudium an das Institut de Liturgie in Paris - auf dringenden Wunsch des Bischofs (lieber hätte er ein Zweitstudium im Fach Soziologie absolviert!). Bis 1972 arbeitete er als Professor für Sakramententheologie am Großen Seminar von Châlons-sur-Marne, später in Reims; zusätzlich war er in einer Gemeinde in Saint-Dizier tätig. 1972 kam er für fünf Jahre erneut nach Paris: als Leiter des Institut de Formation pour les Éducateurs du Clergé (I.F.E.C.) und als Sekretär der Bischöflichen Kommission für den Klerus und die Priesterseminare – eine Zeit mit vielen wichtigen Kontakten im In- und Ausland. 1977 ernannte ihn der Bischof von Langres zu seinem Generalvikar und beauftragte ihn mit dem Aufbau einer École des ministères zur Ausbildung von Laien im kirchlichen Dienst. An pastoralen und administrativen Erfahrungen mangelte es Jacques Gaillot also nicht, als ihm 1982 im Alter von 47 Jahren die Leitung der Diözese Evreux anvertraut wurde. Vor allem hatte er im Einsatz für die Laien ein waches Gespür für die Sackgassen der traditionellen Priesterkirche bekommen.

# Heiße Eisen

Mit der Amtseinführung am 18. Juni 1982 wurde Gaillot nicht ein anderer Mensch. Neu an der Rolle des Bischofs war für ihn, daß ab jetzt jedes seiner Worte in der Öffentlichkeit mehr Beachtung fand. Neu war auch, daß er in stärkerem Maße als vorher mit außerkirchlichen Themen konfrontiert wurde und in Situationen kam, in denen er mit gesundem Menschenverstand und mit der Freiheit eines engagierten Christen auf Herausforderungen reagieren mußte, die den diözesanen Rahmen sprengten. Wenn Jacques Gaillot sehr schnell das Image eines «évêque rouge» bekam, so liegt dies auch daran, daß angesichts der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich kirchliche Interventionen in den politischen Raum hinein eher als klerikale Einmischungen interpretiert werden. Sollten die Stellungnahmen einmal nicht in das konservative Schema passen, so geschieht es leicht, daß die Kirchenleute als linke Spinner abgestempelt werden, die ihren Kompetenzbereich angeblich überschreiten. Auf genau diese Abwehrhaltung stieß auch Gaillot, weil er nicht nur seiner Kirche unbequeme Wahrheiten sagte, sondern auch der französischen Gesellschaft den Spiegel vorhielt, wenn er Militarismus, Rassismus und Intoleranz im Musterland der Aufklärung an den Pranger stellte. An Gaillots Auftreten überrascht die Selbstverständlichkeit, mit der er sich mitten in einer säkularisierten und pluralistischen Gesellschaft zu Wort meldet und mit der er die in seiner Kirche immer noch latente Aversion gegen Aufklärung, Revolution und Laizismus überwindet.

Das erste Jahr in seinem neuen Amt nutzte Gaillot zum Kennenlernen der ihm bislang völlig fremden Diözese. Er machte viele Besuche, hörte zu, ließ sich beraten und stellte das Team seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zusammen. Im März 1983 wurde im Strafgericht von Évreux ein spektakulärer Fall verhandelt: Michel Fache, ein junger Tierarzt, hatte nicht nur den Militärdienst, sondern auch den zivilen Ersatzdienst verweigert, weil er für eine gewaltfreie und demokratische Alternative zum Militär demonstrieren wollte. Er wurde als «Deserteur in Friedenszeiten» zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt – eine ungewöhnlich harte Strafe, die die Gerichte noch weiter beschäftigen sollte. Unter den Zuschauern im Gerichtssaal befand sich auch der Bischof von Évreux, der mit seiner stummen Anteilnahme ein Zeichen des Protests setzte und damit eine Lawine positiver und negativer Reaktionen auslöste. Für die einen gab er mit seiner Sympathiebekundung für Michel Fache ein glaubwürdiges Zeugnis für die christliche Friedensbotschaft; für die anderen war er ein Verräter, der der staatlichen Ordnung in den Rücken fällt und der Jugend Ungehorsam und Feigheif predigt.

Der Streit um den Frieden fand auf einer anderen Ebene im Herbst 1983 seine Fortsetzung, als die französische Bischofskonferenz in Lourdes das Dokument «Gagner la paix» (Den Frieden gewinnen) verabschiedete: ein klares Votum für die militärische Blockbildung, die atomare Aufrüstung und die Stärkung der «force de frappe» Frankreichs. Gaillot war entschieden gegen diese übereilte und massive Stellungnahme,

<sup>2</sup> Jacques Gaillot, Monseigneur des autres. Éditions du Seuil, Paris 1989; 191 S. 79 FF

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Vgl. Franz-Xaver Kaufmann, Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums. Freiburg-Basel-Wien 1979, S. 15ff. («Von der Alltagswelt der Bischöfe»).

Monseigneur Gaillot, Ma liberté dans l'Église, Entretiens avec Élizabeth
 Coquart et Philippe Huet. Éditions Albin Michel, Paris 1989; 212 S., 75 FF.
 Christophe Wargny, Monseigneur Gaillot. Provocateur ou prophète?

 <sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Christophe Wargny, Monseigneur Gaillot. Provocateur ou prophète?
 Syros-Alternatives, Paris 1989; 182 S., 79 FF.
 <sup>5</sup> Schon das erste Buch seiner Bischofszeit ist aus Interviews hervorgegangen: Jacques Gaillot, Ils m'ont donné tant de bonheur. Entretiens avec Gwendoline Jarczyk. Desclée de Brouwer, Paris 1986; 155 S., 78 FF.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> Es handelt sich umd die Übersetzung von: Jacques Gaillot, Foi sans frontières. Desclée de Brouwer, Paris 1988; 127 S., 65 FF. Deutsche Ausgabe: Was für mich zählt, ist der Mensch (Aus dem Französischen übertragen von Martina und Walter Lesch). Herder, Freiburg-Basel-Wien 1990; 130 S., 16,80 DM.

brach das bei solchen Anlässen in der Kirche übliche Schweigen der Minderheit und ging an die Öffentlichkeit. Am 11. November erschien von ihm in Le Monde ein Text mit dem Titel «Pourquoi j'ai voté contre» (Weshalb ich dagegen gestimmt habe), in dem er erklärt, das überstürzte Vorgehen seiner Kollegen sei eine verpaßte Chance, endlich das Tabu der «force de frappe» zu brechen und eine Debatte über Friedens- und Abrüstungspolitik zu eröffnen. (Zur Erinnerung: es war der Herbst der Stationierung amerikanischer Pershing-II-Raketen und Cruise Missiles in der BRD!) Mit dem Papier von Lourdes seien all jene Menschen enttäuscht worden, die sich aus christlicher Überzeugung für den Frieden engagieren. In den nächsten Tagen trafen zu diesem Thema über 500 Briefe im Bischofshaus von Évreux ein, die meisten davon mit Worten der Zustimmung.<sup>7</sup> Spätestens zu diesem Zeitpunkt war der Medienstar Jacques Gaillot geboren, der bei jeder weiteren Stellungnahme mit äußerster Aufmerksamkeit rechnen durfte, nachdem er die heilige Kuh der Abschreckungsdoktrin geschlachtet hatte.

Ein besonders delikater Anlaß bot sich gleich im nächsten Jahr in der Kontroverse um die Neuordnung des Schulwesens, bei dem einige typische Konflikte der gegenwärtigen französischen Gesellschaft besonders deutlich zutage treten. Seit 1905 sind in Frankreich Kirche und Staat getrennt.8 Es gibt Staatsschulen (écoles publiques) ohne jeden Religionsunterricht und Privatschulen (écoles libres), von denen 90% in der Hand der katholischen Kirche sind, allerdings mit hohen staatlichen Subventionen. Heute dominiert bei diesen Einrichtungen nicht so sehr der konfessionelle Aspekt, sondern vielmehr ein soziales und ein finanzielles Auswahlkriterium. Die écoles libres erfreuen sich nämlich in gehobenen Schichten großer Beliebtheit, weil der Unterricht dort angeblich mehr an Leistung und Disziplin orientiert ist als in den öffentlichen Schulen, deren Niveau zudem durch die zahlreichen Kinder ausländischer Arbeitnehmer gesenkt werde. Das hohe Schulgeld bietet eine weitere Garantie dafür, daß die Kinder des Bürgertums und des Großbürgertums an den «cathos» unter sich bleiben. Erziehungsminister Savary machte 1983 einen Gesetzesvorschlag zur Angleichung der beiden Schulsysteme und zur Vergrößerung der Chancengleichheit für Kinder aus allen Schichten und Konfessionen. Die katholischen Massenproteste ließen nicht lange auf sich warten und gipfelten im Juni 1984 in einer großen Demonstration in Paris gegen die schulpolitischen Pläne der sozialistischen Regierung Mauroy, die übrigens im Juli nicht zuletzt wegen dieser Ereignisse zurücktrat. Jacques Gaillot hatte schon vorher im Nouvel Observateur. erklärt, er werde nicht an der Pariser Kundgebung teilnehmen, weil er das Projekt der loi Savary durchaus für bedenkenswert halte. Welche «Freiheiten» sollten eigentlich verteidigt werden, wenn die écoles libres doch längst zu Schulen der Reichen geworden seien? Wozu nützen katholische Schulen als letzte Bastion einer Kirche, die sich ihrem Auftrag gemäß besser um jene Schüler kümmern sollte, die besondere Unterstützung brauchen? Als der Konflikt weiter eskalierte, scheute Gaillot sich nicht, im Januar 1985 noch deutlicher zu werden. Er unterzeichnete einen «Appel aux libertés», ein Manifest der Gewerkschaft S.N.U.D.E.P. (Syndicat national pour l'unification du service public d'éducation et la défense des personnels de l'enseignement privé), der die dunklen Seiten des katholischen Schulwesens offenlegte: unklare Anstellungsverhältnisse, Verbot gewerkschaftlicher Arbeit, Sanktionen bei unbequemen Meinungsäußerungen, Gesinnungsschnüffelei usw. War der Bischof von Évreux ins kirchenfeindliche Lager des Laizismus übergetreten? Dieses Etikett interessierte ihn kaum. Ihm ging es um die Demaskierung einer elitären Institution, in der unter dem Deckmantel des Katholischen bisweilen Menschenwürde und Meinungsfreiheit mit Füßen getreten werden. Solche Schulen sind zwar frei von staatlichen Eingriffen, haben aber mit einer auch christlich verstandenen Freiheit nur wenig zu tun, da kirchliche Sondermoral und erpresserische Personalpolitik weder in einen liberalen Rechtsstaat noch in eine aufgeklärte Kirche gehören. Daß Jacques Gaillot mit dieser einfachen Wahrheit so viel Staub aufwirbelte, muß nachdenklich stimmen. Jedenfalls ist die Laizität nach wie vor ein unerledigtes Thema in der französischen Gesellschaft, wie sich zuletzt Ende 1989 beim hitzigen Streit um das Tragen des muslimischen Schleiers in öffentlichen Schulen zeigte.

Gaillot ließ sich nicht zum Schweigen bringen. 1985 folgten energische Stellungnahmen gegen den wachsenden Rechtsextremismus und gegen das menschenverachtende Programm des Front National unter Jean-Marie Le Pen. Gaillot läßt keinen Zweifel daran, daß die Parteinahme für Arbeitsemigranten und Asylsuchende zu den vorrangigen Aufgaben der Christen gehört. In einem Text zur Außerordentlichen Bischofssynode 1985 in Rom unterstreicht er vor allem die Option für die Armen, die am Ende des Schlußdokuments formuliert wurde. Gaillot drängt darauf, den Verpflichtungscharakter dieser starken Worte ernst zu nehmen. 10

Die Chronologie der Ereignisse kann dazu verleiten, die Arbeit des Bischofs von Évreux in Form einer Abfolge medienwirksamer Auftritte zu präsentieren. Dabei ist immer wieder zu betonen, daß Gaillot den Konflikt nicht sucht, sondern stets auf wichtige Herausforderungen reagiert und es dann gelegentlich nicht vermeiden kann, brave Katholiken zu brüskieren. Ein Beispiel dafür ist die «Affäre Albertini». Der aus Évreux stammende Pierre-André Albertini geriet 1985 in südafrikanische Gefangenschaft, weil ihm Kontakte zum African National Congress nachgesagt wurden. In Évreux bildete sich ein Solidaritätskomitee, in dem auch der Bischof mitarbeitete. Im Juli 1987 erhielten Gaillot und Albertinis Schwester kurzfristig die Genehmigung, nach Südafrika zu reisen und den Gefangenen zu besuchen, der dann am 5. September freigelassen wurde. Der Termin im Juli kollidierte zufällig mit dem Beginn der Diözesanwallfahrt von Évreux nach Lourdes, die der Bischof begleiten sollte. Jacques Gaillot fiel die Wahl nicht schwer: Für ihn war klar, daß der Besuch in Südafrika absoluten Vorrang hatte - eine Geste, die jedoch von vielen frommen Christen nicht verstanden wurde. Der Umstand, daß sich auch die Kommunistische Partei Frankreichs sehr stark für Albertini einsetzte, sorgte für zusätzliche Irritationen.

# Das Ende der Freiheit?

Es wäre eine medienwissenschaftliche Analyse wert, Gaillots Interventionen aus dem Jahr 1988 und die Reaktionen darauf im Detail zu untersuchen. Denn es sind darunter eine Reihe von Reizthemen, die in kirchlichen Kreisen den Blutdruck steigen lassen und normalerweise nicht mit vernünftigen Argumenten diskutiert werden können: ein Appell zur Solidarität mit den Palästinensern in den von Israel besetzten Gebieten; der Vorschlag, verheiratete Männer zu Priestern zu weihen und verheiratete Priester wieder zur Mitarbeit in der Kirche zuzulassen; ein Aufruf gegen die katholische Intoleranz im Streit über Martin Scorseses Jesus-Film «Die letzte Versu-

Jacques Gaillot, Die Option für die Armen, in: Concilium 22 (1986) Heft

6 («Synode 1985 – eine Auswertung»), S. 491–494.

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Die Briefe an Gaillot zu bestimmten Themenschwerpunkten werden seit 1985 in der von Michel Pinchon herausgegebenen Zeitschrift «Cahiers du libre avenir» ausgewertet, einer wichtigen Plattform kritischer Christen in Frankreich. Vgl. zu dieser Zeitschrift: Jacques Gaillot, Ma liberté dans l'Église, a.a.O. (Anm. 3), S. 139ff. Informationen direkt bei Michel Pinchon, Gouville, F-27240 Damville. Die «Cahiers» werden in Évreux ge-

<sup>&</sup>lt;sup>8</sup> Vgl. Ernst Ulrich Große, Heinz-Helmut Lüger, Frankreich verstehen. Eine Einführung mit Vergleichen zur Bundesrepublik. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt <sup>2</sup>1989, S. 202ff.; Rudolf von Thadden, Kirche - Staat - Reformation, in: Jacques Leenhardt, Robert Richt, (Hrsg.), Esprit/Geist. 100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen, Piper, München-Zürich 1989 (Serie Piper 1093), S. 30-33.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Vgl. zur Laizismus-Debatte in Frankreich den vorzüglichen Überblick von Jean Baubérot, La laïcité, quel héritage? De 1789 à nos jours. Labor et Fides, Genf 1990 (entrée libre, n° 8).

# BENZIGER

# Die Freiheit, zu der uns das Neue Testament verpflichtet, ist eine kreative Freiheit.

H.J. Venetz konfrontiert die heutige Gestalt der Kirche mit den Anfängen der Kirche im Neuen Testament. Es entsteht dabei ein facettenreiches Bild von den historischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der damaligen Zeit. Befreiend ist seine Einsicht: Nicht die Amtsstrukturen sind verbindlich, sondern maßgebend ist die von Jesus eröffnete Freiheit.

Ein Buch, das allen Menschen, die kritisch distanziert zur Kirche stehen und an der Kirche leiden, die Kraft geben will, sich weiterhin für eine geschwisterliche Kirche einzusetzen.



Hermann-Josef Venetz So fing es mit der Kirche an Ein Blick in das neue Testament 304 Seiten. Broschur

DM 34,-/Fr. 32.80

# Eine umfassende Darstellung des nachkonziliaren Marienbildes.

Bruno Forte legt mit diesem Buch ein neuartiges Marienbild vor, das sich – neben theologischen Aussagen von Kirchenvätern und Konzilien – wesentlich an den biblischen Aussagen über die Gestalt Marias orientiert. Ein Marienbild, das die Weiblichkeit und Mütterlichkeit Marias überzeugend darstellt und

keine Konzessionen gegenüber einer Frömmigkeit eingeht, die die Gestalt Marias zum zentralen Inhalt des Glaubens macht.



Bruno Forte Maria, Mutter und Schwester des Glaubens 292 Seiten. Broschur DM 38,-/Fr. 35.-

Jetzt in Ihrer Buchhandlung!

chung»; eine Stellungnahme zur Verantwortung gegenüber AIDS-Kranken, speziell auch zu HIV-Infektionen im Klerus. Ein solches Ausmaß an Freimut brachte das Faß offensichtlich zum Überlaufen. Als Anfang 1989 von Chrétiens-Médias, dem kircheneigenen Kommunikationsunternehmen, der Vorschlag gemacht wird, Gaillot möge über den katholischen Minitel-Anschluß ihn betreffende Fragen beantworten, die im elektronischen Briefkasten des «minitel Gabriel» abgelegt werden, interveniert die bischöfliche Medienkommission und stoppt das Projekt. Eine solche Plattform sollte dem quirligen Kollegen nicht zur Verfügung gestellt werden. Wie angeheizt das Klima war, zeigt die kuriose Tatsache, daß am 29. Januar 1989 Traditionalisten vor der Pariser Nuntiatur für die Amtsenthebung des satanischen Bischofs demonstrierten. Man mag darüber spekulieren, ob sich irgendein vernünftiger Mensch davon beeindrucken ließ... Dennoch geriet Gaillot immer mehr unter Druck. Am 15. Februar 1989 kam es in Paris zu einem Gespräch mit Kardinal Albert Decourtray von Lyon, dem Vorsitzenden der französischen Bischofskonferenz. Die beiden Bischöfe veröffentlichten anschließend ein Communiqué, in dem sie ihre Verbundenheit mit der Lehre der Kirche bekräftigten, sich zur Vermeidung unnötiger Konflikte verpflichteten und doch bei aller Kooperation auch die individuelle Verantwortung eines jeden Diözesanbischofs betonten. Wurde Gaillot rehabilitiert, oder war es ein Canossa-Gang? Zweifellos ein Versuch, die Wogen zu glätten und den Eindruck zu vermeiden, Gaillot stehe außerhalb der Kirche. Schon im Dezember 1988 hatte er den Papst um ein persönliches Gespräch gebeten; im März 1989 erfuhr er über die Nuntiatur, daß dieser vorerst nicht dazu bereit sei . . .

# Politik und Mystik

Es ist im Rahmen dieses kurzen Überblicks nicht möglich, alle Aktivitäten Gaillots zu erörtern; eine recht vollständige Dokumentation ist in den oben genannten Büchern nachzulesen. Dabei wird in besonderer Weise am Beispiel der Äußerungen zur 200-Jahr-Feier der Französischen Revolution spürbar, wie Gaillot seine Rolle in Kirche und Gesellschaft versteht: nicht als Moralist oder Glaubenswächter, sondern als wacher Zeitgenosse, der mit ganzem Herzen die besten Errungenschaften der Aufklärung bejaht und an die egalitären und republikanischen Traditionen des Christentums anknüpft.11 In einem Nachwort zum Buch von Christophe Wargny gibt er aber auch zu bedenken, daß im Porträt ein wichtiger Aspekt fehle: nämlich die spirituelle Dimension seines Handelns. «Was für mich zählt, ist der Mensch» - in dieses Bekenntnis mündet das jetzt auf deutsch erschienene kleine Buch. 12 Es ist ein Zeugnis der Spiritualität eines weltoffenen Christentums, das sich, wie zahlreiche Zitate und Hinweise zeigen, dem Elan des Konzils verdankt. «Foi sans frontières» (Grenzenloser Glaube) - so der Originaltitel - ist trotz seiner sanften und meditativen Diktion ein durch und durch politisches Buch, in dem die kompromißlose Parteinahme des Autors für die Armen und an den Rand der Gesellschaft Gedrängten im Mittelpunkt steht. Ein Leser, der Gaillot und die französische Kirche noch nicht kennt, wird sich vielleicht an dem bisweilen salbungsvollen Stil der zehn kurzen Texte stoßen, denen anzumerken ist, daß sie nicht von einem professionellen «Schreiber» stammen. Die einfache Syntax mit ihren kurzen und pointierten Sätzen entfaltet ihre rhetorische Wirkung wohl eher im Vortrag und im Gesprach als in der Schriftsprache, so daß es fraglich ist, ob der

teil.
<sup>12</sup> Siehe oben Anm. 6.

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup> Abbé Grégoire ist in diesem Zusammenhang eine bedeutsame Identifikationsfigur. Vgl. Bernard Plongeron, Die Geburt einer republikanischen Christenheit (1789–1801): Abbé Grégoire, in: Concilium 25 (1989) Heft 1 («1789: Französische Revolution und Kirche»), S. 19–28. Die Ehrung der sterblichen Überreste von Nicolas Condorcet, Henri Grégoire und Gaspard Monge bildete am 12. Dezember 1989 den offiziellen Abschluß des Bicentenaire. Jacques Gaillot nahm an dieser Feier im Pariser Pantheon teil

Funke der Begeisterung auf den neutralen und skeptischen Leser überspringt. Wenn ständig vom «Abenteuer der Nachfolge», von «wunderbaren» und «großartigen» Begegnungen die Rede ist, so mag dieser Enthusiasmus für ein bereits motiviertes Insiderpublikum nachvollziehbar sein, nicht aber für den distanzierten Zeitgenossen, der von Gaillot auch intellektuelle Rechenschaft über den Glauben verlangt.

Andererseits ist es gerade die schlichte Christusfrömmigkeit, aus der Gaillot seine Kraft schöpft und durch die er zugleich seinen innerkirchlichen Gegnern in Fragen der Orthodoxie unangreifbar bleibt. Die «Theologie» seiner Texte ist narrativ: ein bunter Teppich, bestehend aus Bibelzitaten, Konzilstexten und Episoden aus der pastoralen Praxis eines Bischofs, der den Menschen entgegengeht und ihre Nöte und Sorgen sehr genau wahrnimmt. Was im Text davon vermittelt werden kann, ist natürlich nur ein Reigen von Impressionen und Assoziationen, eine Revue von Einzelschicksalen, die das Abenteuer des Bischofsamtes illustrieren. Bischof Gaillot ist kein kühler Analytiker oder systematischer Sozialkritiker, sondern ein neugieriger und offener Mensch, der das Staunen nicht verlernt hat und der seinen Mitmenschen mit großem Einfühlungsvermögen begegnet. Ob ihm auch bewußt ist, daß die Atmosphäre eines großen Teils der von ihm erzählten Episoden darauf beruht, daß die Menschen, auf die er trifft, deshalb so beeindruckt sind, weil ein Bischof, ein Amt- und Würdenträger zum Anfassen, sich für sie Zeit nimmt? Ohne das Charisma seiner Person wäre seine Beliebtheit freilich nicht zu begreifen. Die Popularität des von Gaillot sehr verehrten Dom Helder Câmara ist ein ähnliches Phänomen. Die Auslegung des Magnificat im zehnten Kapitel unterstreicht schließlich sehr klar die befreiungstheologische Inspiration von Gaillots Denken und Handeln.

Sein mutiges Eintreten für gesellschaftliche Randgruppen und seine Abneigung gegen das bornierte Festhalten an kirchlichen Privilegien und verkrusteten Traditionen haben ihm viele Anfeindungen eingebracht. Für viele ist er aber – nicht nur in Frankreich – zu einem Zeichen der Hoffnung geworden: für eine Kirche, die Christsein als radikales Menschsein versteht und die Zeichen der Zeit zu deuten weiß. Jacques Gaillot ist eine Symbolfigur für ein menschliches Klima in der Pastoral, für eine Öffnung der Kirche zur Welt im Geist des Konzils und zu den theologischen und spirituellen Impulsen aus den Kirchen der Dritten Welt (und aus den Weltreligionen!), für eine überzeugende Einheit von Mystik und Politik.

Es ist unter anderem Menschen wie Jacques Gaillot zu verdanken, wenn Christen sich trotz bitterer Erfahrungen mit geistlosen Strukturen und diktatorischen Machthabern auf ihrem Weg in und mit der Kirche nicht entmutigen lassen. Die zukünftige Entwicklung der katholischen Kirche wird in nicht geringem Maße davon abhängen, inwieweit es ihr gelingt, endlich ein Ethos der Dissidenz und des aufrechten Gangs zu kultivieren. Daß verschüchterte Theologen da eventuell etwas von Bischöfen lernen könnten, stimmt hoffnungsvoll. Im europäischen Einigungsprozeß werden auch die Kirchen noch einige Entdeckungen und Überraschungen beim Kennenlernen der Nachbarn vor sich haben.<sup>13</sup>

Walter Lesch, Freiburg/Schweiz

# «Wie kann man es schaffen, einfach nur Ungar zu sein?»

Zum Buch «Die Beschneidung» von György Dalos

Ein Schulhof auf der Budaer Seite um 1955/56: Der zwölfjährige Robi Singer, Zögling des jüdischen Waisenhauses, möchte Anschluß an die Clique um den Klassenschreck, den langen Oczel, finden. Aber er erhält unmißverständlichen Bescheid: «Weißt du, nicht daß du denkst, wir hätten was gegen dich. Aber wir gehören zusammen, und ihr gehört auch zusammen.»

Diese Abgrenzung beunruhigt Robi, obwohl er da angesichts des überall schwelenden Antisemitismus in seiner Stadt eine geradezu höfliche Antwort bekommen hat. Immer mehr bohrt in ihm die Frage: «Wie kann man es schaffen, einfach nur Ungar zu sein - Sohn des Volkes, dem man der Geburt nach angehört?» Wie soll sich aber auch der Junge zurechtfinden, wenn er in ein wahres Labyrinth gegensätzlicher Ansichten verstrickt ist! Der Parteisekretär, Genosse Klein, belehrt ihn väterlich, «daß es heutzutage nicht mehr notwendig sei, Jude zu sein - es sei völlig hinreichend, wenn jemand ein guter Kommunist sei». Oczel wiederum erklärt: «... es ist gar nicht so natürlich, daß du Ungar bist. Meine Mutter hat gesagt, die Kommunisten sind allesamt Juden. Und die Ungarn sind Christen. Und die Juden können keine Christen sein - aus dem einfachen Grunde, weil sie Jesus Christus gekreuzigt haben.» Rasch entschlossen hält Robi Singers Großmutter die Antwort bereit: «Warum, zum Teufel, können Juden keine Christen sein, wenn Jesus Christus selbst ein Jude war?» Und sie selbst hat schon einige Jahre zuvor zu Robi gesagt: «Wenn dich jemand nach deiner Abstammung fragt oder nach deinem Glauben, dann antworte ruhig: ich bin ungarisch-jüdischer Kommunist. Damit liegst du auf jeden Fall richtig.» Wenn die Sache indessen so einfach ist, denkt Robi immer wieder, was haben dann Juden und Christen, Ungarn und Kommunisten gegeneinander einzuwenden?

Was uns hier so verwirrend entgegentritt, zeigt sich als die Problematik jüdischer Identität in Ungarn im Vorrevolutionsjahr 1955. Es ist der 1943 geborene György Dalos, der in seiner Geschichte «Die Beschneidung»¹ diese Einblicke vermittelt. Was sich uns allerdings als condition juive Anfang der fünfziger Jahre zu erkennen gibt, kann im heutigen Zeitpunkt nicht allein als bereits historisches Phänomen gewertet werden. Gerade der wiedererwachende Nationalismus, der sich aus den neuen Freiheiten Osteuropas nährt, zieht in seinem Schlepptau als drohende Begleiterscheinung den Antisemitismus nach. Anzeichen dafür sind gerade auch in Ungarn deutlich geworden. Man kann darin die Konsequenz für eine langjährige Politik der Verdrängung erblicken, galten doch z.B. die Opfer der antisemitischen Verfolgungen lediglich als «Opfer des Faschismus»; das Wort «Jude» wurde aus dem öffentlichen Leben verbannt. Interviews mit ungarischen Juden aus der Nachkriegsgeneration<sup>2</sup> haben ergeben, daß ein erheblicher Teil bis ins Jugendlichenalter hinein im ungewissen über die jüdische Identität belassen worden ist; die wahre Herkunft war

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup> Insofern wird der publizistische und theologische Austausch zwischen den europäischen Kirchen immer wichtiger. Vgl. Friedrich Kardinal Wetter (Hrsg.), Kirche in Europa. Patmos, Düsseldorf 1989 (Schriftenreihe der Katholischen Akademie in Bayern, Bd. 132). Interessanterweise wird Gaillot in den Aufsätzen zu Frankreich nicht erwähnt. Vgl. zu Gaillots Vorstellungen von Europa: Monseigneur des autres, a.a.O. (Anm. 2), S. 132f.

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> György Dalos, Die Beschneidung. Eine Geschichte. Aus dem Ungarischen von György Dalos und Elsbeth Zylla. – Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1990. – György Dalos veröffentlichte 1964 sein erstes Buch. Von 1962 bis 1967 studierte er an der Moskauer Universität, nach Schwierigkeiten mit den Behörden seines Landes wurden ihm 1968 in einem politischen Prozeß eine Haftstrafe und Arbeitsverbote auferlegt. – Er lebt heute in Budapest und Wien als Schriftsteller und Publizist; als solcher hat er sich in jüngster Zeit wiederholt zu den politischen Ereignissen seines Landes in Rundfunk und Zeitschriften (u. a. Frankfurter Allgemeine Zeitung) zu Wort gemeldet

det.

<sup>2</sup> Jerenc Erös, András Kovács, Katalin Lévai, «Wie ich schließlich gemerkt habe, daß ich Jude bin». Interviews mit ungarischen Juden aus der Nachkriegsgeneration, in: Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart, Heft 3, 1988.

nicht fragloser Bestandteil des Selbstgefühls, sondern wurde recht eigentlich «entdeckt». Die Verfasser der Studie versuchen, die Haltung der Elterngeneration zu erklären, indem sie vorerst an die frühe soziale und kulturelle Assimilation der ungarischen Juden erinnern, an deren hartnäckige Illusion einer lückenlosen Angleichung. Diese wurde erst durch die Tragödie von 1944 vernichtet. Aber die Überlebenden oder Rückkehrer zogen nicht die logische Konsequenz daraus, sondern setzten ganz auf das Vergessen und die Erosion historischer Erfahrungen, um unter neuen Bedingungen wiederum eine Annäherung zu erreichen. Eine Aufarbeitung der Vergangenheit wurde verweigert.

Erst seit einigen Jahren wird die Rolle der Juden Ungarns – und mit ihnen der Juden in Mitteleuropa überhaupt – wieder Gegenstand zahlreicher Studien³, nachdem sie lange Zeit übersehen worden ist. György Dalos' Geschichte über ein Beispiel jüdischer Jugend in der Nachkriegszeit erscheint daher zu einem Zeitpunkt, da der Kontext immer mehr auch aus wissenschaftlicher Sicht mitgeschrieben wird. Indessen ist nun «Die Beschneidung» zwar ein überaus intelligentes, höchst lesenswertes Buch, das auch eine Fülle von Informationen aus dem damaligen jüdischen Alltag vermittelt. Aber dieser Text ist vor allem auch ein Lesevergnügen ersten Ranges: voller Verschmitztheit, voller Situationskomik, Esprit und Selbstironie.

# Schlafsaalpritsche und Récamiersofa

In welcher Welt lebt aber dieser Robi Singer? Die Wochentage verbringt er im jüdischen Waisenhaus im Obuda-Quartier, wo der Lehrer Balla frühzeitig auf das beispielhafte Benehmen der jüdischen Zöglinge in den öffentlichen Schulen hinweist («Wir müssen einfach alles besser wissen und können als andere»). Hier auch wird er nachdrücklich angehalten, im Hinblick auf die bevorstehende Bar Mizwah endlich die längst fällige Beschneidung vorzunehmen, die im Kriegsjahr 1943 unterlassen worden ist (wegen der Luftangriffe, wie die Großmutter erklärt). Aber im Gegensatz zu seinem Freund, dem unkomplizierten Gábor Blum, der die kleine Operation als Bagatelle wertet, fürchtet sich Robi vor dem Eingriff. Und die Großmutter, seine heimliche Verbündete in dieser delikaten Angelegenheit, beschleunigt das Verfahren auch nicht gerade. Ihr energisches Auftreten, der Trotz des Knaben und der glückliche Einfall einer Schuldirektorin bewirken schließlich, daß der Berit gar nicht stattfindet. Mehr sei nicht verraten.

Der Welt der Schule auf der Budaer Seite steht die Frauendomäne auf der Pester Seite gegenüber. An jedem Sabbat fährt Robi Singer mit der Straßenbahn der Linie 33 bis zum Marxplatz (Marx tér), um dann die Zweizimmerwohnung seiner Großmutter zu erreichen, die sich in der Nähe des lärmigen Leninrings, im achten Bezirk<sup>4</sup>, befindet. Jetzt endlich kann er die Pritsche des Schlafsaals mit dem großen Récamiersofa vertauschen, wo er wieder zwei geruhsame Nächte, an den Rücken der Großmutter gekuschelt, verbringen kann. Die Mutter dagegen schläft im kleinen Kabinett nebenan, eingehüllt in den Wirkungskreis ihrer Medikamente gegen sechzehn eingebildete Krankheiten; tagsüber arbeitet sie, die einstige

<sup>3</sup> Vgl. etwa die Präsentation und Erörterung verschiedener Berichte von Viktor Karády unter dem Titel «Juden in Mitteleuropa», in: LIBER, Europäische Kulturzeitschrift, Jahr 2, Nummer 1, Februar 1990, S. 12ff. <sup>4</sup> Hier ist auf ein Erinnerungsbuch von Giorgio und Nicola Preßburger hinzuweisen: Die Gesetzestafeln der Selma Grün. Geschichten aus dem achten Bezirk. Aus dem Italienischen von Michaela Wunderle. Verlag Neue Kritik, Frankfurt 1989. – Die Brüder Preßburger waren 1956 aus Ungarn geflohen, um sich schließlich in Italien anzusiedeln, wo sich der eine als Theaterregisseur, der andere als Publizist einen Namen gemacht hat. Ihre «Geschichten aus dem achten Bezirk» spielen vornehmlich in den Jahren ihrer eigenen Jugend, also zwischen 1938 und 1956; die vielen Lebensschicksale aber, die sie einflechten, führen zurück bis an die Jahrhundertwende. – Der achte Budapester Stadtbezirk, in dem sich auch Robi Singers Kindheit abgespielt haben mag, galt als «das jüdische Viertel» Budapests.

«hervorragende Schreibkraft», als Pförtnerin bei den VATEX-Werken, von Platzängsten geplagt, beim Treppensteigen durch ihre Leibesfülle behindert. Auch der Knabe Robi steckt in einem «Fettgefängnis», alles wabbelt an ihm, aber wie gerne ißt er am großmütterlichen Tisch Backhuhn mit Panade oder Cremeschnitten aus der Konditorei Vincze. Doch in diesem dicken Kind glüht eine starke Sehnsucht. Robi bittet das Schicksal immer wieder, «ihn in eine Zeit zu versetzen, in der man wirklich leben kann, wo es weder Platzangst noch Autounfälle gibt, wo man nicht mehr ewig zwischen Sabbat und Sonntag, Juden und Christen wählen muß, wo man den Teufelskreis, daß man dick ist, weil man frißt, und daß man frißt, weil man dick ist, verlassen kann, wo es weder Selbstbeflekkung noch die daraus folgende versöhnliche gute Tat gibt, sondern nichts als reine Liebe, von innen kommender Sonnenschein, für den man nicht einmal nach Erez auswandern muß». Hiefür bestünden ja immerhin Pläne, die Robi zusammen mit Gábor in heimlichen Nachtgesprächen gesponnen hat; denn der Onkel seines Freundes besitzt in Tel Aviv ein kleines Geschäft (das sich in der Phantasie der Knaben bereits zur Kaufhalle ausgeweitet hat), wäre also bestimmt bereit, die ganze Mischpóche aufzunehmen.

# Sinnlichkeit - die siebzehnte Krankheit

Ein gewaltiges Hindernis wäre dabei allerdings zu überwinden, denn wie soll Robi seine schwerfällige Mutter aufs Schiff bringen? Kann ihr doch selbst der erfahrene Professor Nádai während der allwöchentlichen Konsultationen in der Poliklinik nicht weiterhelfen. Höchstens kann er der Krankengeschichte der gut vierzigjährigen Frau einen pompösen, neuen Terminus beifügen: Neurasthenia ananquastica gravis. Wie Honig schmilzt dieser Begriff auf der Zunge der vielgeplagten Patientin, die sich regelmäßig in die sechswöchige Schlafkur begibt und nun neuerdings noch an einer siebzehnten Krankheit zu leiden scheint, jener der Sinnlichkeit, wie der Sohn diagnostiziert.

Denn der Herrenschneider Mór Hafner, leider verheiratet und schon über sechzig (weshalb man die Geschichte der Großmutter gegenüber tunlichst verheimlichen muß), führt die Mutter zu Promenaden auf der Margareteninsel aus oder schließt sich mit ihr im Kabinett ein. Freimütig berichtet die Mutter dem Jungen, «was die Männer von den Frauen im Grunde wollen», und das schafft neue Verwirrung. Denn der Junge selbst beginnt gerade auch das andere Geschlecht zu entdecken. Sein Auge fällt auf Miriam, die blauäugige Cousine, der er ein Poem widmet, wobei er allerdings seine Autorschaft verleugnet. Und dann diese bunte Vielzahl von Frauen, die das Gesichtsfeld des Knaben streift! Sind sie nun ängstlich wie seine Mutter, sinnlich wie die schöne Rebekka oder frech wie die Damen aus dem Bordell an der Contistraße? Oder ganz einfach lebensklug wie seine Großmutter? Den Vater kann man nicht fragen, denn er ist - «ein Opfer des Faschismus», wie es in den Akten steht und wie Robi auf entsprechende Fragen eilfertig hinzusetzt - unmittelbar nach dem Krieg an den Folgen des Arbeitsdienstes gestorben: «unser armer Bandi», so die Großmutter, «mit den vielen schönen Talenten».

György Dalos, der konsequent aus kindlicher Perspektive erzählt – also in einer Mischung von Naivität, Altklugheit und Ratlosigkeit –, entwirft auf einer weiteren Erzählebene so etwas wie eine Schule des Eros. Ein starkes Wort, würde da allerdings der Autor einwenden, will er uns doch einfach die Ahnungen und Erfahrungen eines intelligenten Knaben der Vorpubertätszeit mitteilen, der zudem in einem reinen Frauenhaushalt lebt und in der kleinen Wohnung Zeuge mancher weiblicher Intimitäten wird. Dalos berichtet unbekümmert, ohne Argwohn, ohne jegliche Peinlichkeit, ganz wie es die Unbefangenheit des fragenden Kindes diktiert. Daß eine solche Erzählhaltung wiederum sehr viel Schalk gebiert, kann der Leser unschwer feststellen. Ernsthaft denkt Robi z. B. über

eine mögliche Heirat mit seiner Cousine Miriam nach, aber «das Problem war nicht der Altersunterschied von zwei Jahren, auch nicht, daß sie Cousin und Cousine zweiten Grades waren; obwohl die Lehrerin Oszwald im Rahmen einer Geschichtsstunde über die Habsburgerdynastie dringend vor Ehen zwischen nahen Verwandten gewarnt hatte, da diese oft Mißgeburten hervorbrächten. Nein, Robi Singer hatte ganz andere Sorgen. Wie kann man einen Jungen, der so aussieht wie er, überhaupt liebhaben? Wird er jemals mit all dem Fett, das an ihm herumschwabbelt, ein weibliches Wesen zur Liebe entflammen können?»

# Das hilfreiche Matriarchat der Großmutter

All diese Nöte lenken Robi von jener Realität ab, die in Wahrheit seinen Alltag bestimmt. Es ist die Wirlichkeit der drastischen Wohnungsnot in Ungarns Hauptstadt, der Knappheit aller Mittel in einem männerlosen Haushalt. Da steht das Récamiersofa wie ein Relikt aus besseren Zeiten in der kleinen Wohnung, und nur der Erfindungsreichtum und lebenstüchtige Humor der Großmutter vermögen über die öde Gegenwart hinwegzutäuschen. Sie verwandelt einfachste Gerichte zu lukullischen Höhepunkten für Tochter und Enkel, sie wendet jedes Jahr die Hemd- und Mantelkragen, so daß ein altes Kleidungsstück wie neu erscheint und die Kindheit mit Glanz überhaucht wird. Und sie bringt es fertig, mit einem günstigen Kauf auch den längst fälligen Wintermantel für Robi zu erstehen. Die Vorgeschichte, die dieser Errungenschaft vorausgegangen ist, dürfte es zweifellos mit jener in Gogols Erzählung «Der Mantel» aufnehmen.

Überhaupt rückt diese Großmutter ins innere Zentrum von Dalos' Geschichte. Sie hält die Welt zusammen, bewahrt fast immer die Nerven, während ihre Tochter Ströme von Tränen vergießt. Als auch sie einmal, die Nähmaschine tretend, leise vor sich hinschluchzt, ist dies für den Enkel ein Naturereignis. Und als sie eines Nachts eine Herzattacke erleidet und Robi für ihr Leben fürchtet, fordert er sie zum gemeinsamen Beten auf. Aber was macht sie, die Großmutter? Sie betet gar nicht, sie «redet» mit ihm, sagt dem Herrgott, «er soll sich was schämen». Als ob der gleichfalls mit Gott streitende Tewje des Scholem Alejchem ihr Vorbild gewesen wäre ...

Die Großmutter steht zu ihrem Judentum nüchtern; zwar wird sie dem Jungen nicht allzu viel erzählt haben, aber immerhin existieren in seinem Vokabular Begriffe wie Ghetto, Auschwitz, Deportation, gelber Stern. Und sie hat auch dafür gesorgt, daß Robi ins jüdische Knabenwaisenhaus eingegliedert wird, wo der Lehrer Bella den Kindern ein fest umrissenes Gefühl der Identität vermittelt und den Zöglingen angesichts der festlichen Stimmung eines Sederabends doch die Gewißheit schenkt, es sei schön, ein Jude zu sein. - Weitaus zwiespältiger verhält sich Robis Mutter, die sonntags die Versammlungen der «Brüdergemeinschaft christusgläubiger Juden» besucht und ihren Sohn mitschleppt; die Großmutter kommentiert diese Gänge mit einem «Tu, was du nicht lassen kannst»-Seufzer. Sie hegt viel deutlicher als ihre Tochter ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Juden, grenzt-wie Oczel auf der anderen Seite - ab mit «wir» und «ihr». Die Mutter dagegen unterliegt jenem Zwang zur Assimilation, hinterfragt ihn nicht. Um so mehr wirkt da wie ein Trauma nach, was ihr während der Kriegsjahre auferlegt war: das Tragen des gelben Sterns, denn noch immer hält sie ihre große Handtasche gegen die Brust gepreßt, wenn sie ausgeht, damit niemand sie als Jüdin erkenne. Wie bewegend wirkt in solcher Wirrnis ein Satz von Doktor Káldor, den Robi wegen des nachzuholenden Berits konsultieren muß: «Es ist schön, daß du ein Jude bist. Es sind nur so wenige von uns übriggeblieben.»

# Die Vernichtung des ungarischen Judentums

Bis zum Sommer 1942 gab es in Budapest trotz aller Diskriminierungen und Ausnahmegesetze noch ein reges jüdisches Le-

ben, gemessen an der Situation in den von den Nazis besetzten Ländern. Die scheinbare Normalität des Lebens und die Tatsache der weitgehenden Assimilation ließen bei den meisten Juden gar nicht den Gedanken an Lebensgefahr aufkommen. So versuchten sie auch kaum, sich durch Emigration und Flucht zu retten. Die Tragödie begann, als im Frühjahr 1944 die deutschen Truppen einmarschierten und die letzten Reste öffentlichen jüdischen Lebens verboten. 560 000 Juden Ungarns kamen ums Leben. 5

 Noch im Jahr 1942 hatte die Hochzeit von György Dalos' Eltern in der Budapester Synagoge des vornehmen Lipótvaros stattgefunden. Die meisten der Hochzeitsgäste wurden später in Vernichtungslager deportiert und ermordet. Wir wissen dies aus einer Publikation, die uns nach der Lekture von Dalos' Geschichte «Die Beschneidung» als der familiengeschichtliche Begleittext anmutet. Der 1944 geborene österreichische Slawist und Publizist Martin Pollack hat in seinem Buch «Des Lebens Lauf» auch den zeitweise in Wien lebenden György Dalos einbezogen und seine Ahnengeschichte veröffentlicht. Der sehr ansprechende Band ist zudem mit Fotos ausgestattet, so daß der Leser der Geschichte «Die Beschneidung» nun auch weiß, wie die Eltern Robi Singers in Wirklichkeit aussahen (denn daß Robi Singer nur ein alter Ego seines Autors ist, steht von Anfang an fest), was für eine Erscheinung die tapfere Großmutter gewesen ist. Malwine Berliner heißt sie, und sie ist so klein, daß sie auf einer Aufnahme den Fußschemel benützt, um größer zu wirken. Der Vater Andor Deutsch («unser guter Bandi», wie die Großmutter Robi Singers immer beifügt) stammte aus einer Familie des deklassierten Budapester Mittelstandes, die im Ersten Weltkrieg und dann in den Jahren der Krise ihr gesamtes Vermögen verloren hatte. Als einziger Besitz verblieb ein schönes Grundstück im Zentrum von Budapest, das jedoch in den dreißiger Jahren verkauft wurde. Ausgerechnet auf diesem Platz wurde dann «das Hotel Majestic errichtet, in dem Adolf Eichmann später das Hauptquartier der Gestapo in Budapest einrichtete», wie György Dalos Pollack gegenüber anmerkt. Und er schließt seinen Familienbericht mit der Notiz: «Ein paar Jahre nach der Befreiung erhielten wir von den Behörden die Weisung, daß wir unseren Namen ändern müßten. Deutsch hatte aus verständlichen Gründen einen schlechten Klang. Seit damals trage ich den Namen Dalos.»

Hält man nun beide Texte nebeneinander, die Geschichte der Beschneidung und die Familienchronik, so erscheint uns die erstere fast wie eine heitere Illustration, wie eine schalkhafte Momentaufnahme, die erst nach genauerer Beobachtung Tiefenschärfen entdeckt. Denn auch aus György Dalos' Jugendgeschichte hören wir ab und zu von Tanten und Onkeln, die ihr Ende in Auschwitz gefunden haben, aber der wahre Holocaust einer jüdischen Familie Ungarns enthüllt sich uns erst in diesem Verwandtschaftsbericht. Auf dem Hochzeitsbild von Lipótvaros versammelte sich ein letztes Mal die Familie, als ob die Welt noch in Ordnung wäre. Dabei sind bereits die drei radikalen antijüdischen Gesetze in Kraft, mit denen die Juden faktisch vom geistigen und wirtschaftlichen Leben, in dem sie so lange eine bedeutsame Rolle gespielt haben, ausgeschlossen werden. Juden gelten als unwürdig, in der ungarischen Armee zu dienen; sie müssen statt dessen Arbeitsdienst leisten. Auch Andor Deutsch weiß, daß er gleich nach der Hoch-

<sup>6</sup> Martin Pollack, Des Lebens Lauf. Jüdische Familienbilder aus Zwischeneuropa. Mit 59 Abbildungen. Verlag Christian Brandstätter, Wien-Mün-

chen 1987.

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> Die Hauptstadt Budapest war vorerst von den Deportationen ausgenommen worden – als Resultat von in- und ausländischen Protesten. Aber der 15. Oktober 1944 wurde zum fatalen Datum: Die Partei der ungarischen Faschisten, die sog. Pfeilkreuzler-Partei, kam an die Macht. Dadurch gerieten die ungarischen Juden in höchste Gefahr, hatten sie sich doch zuvor in der Hauptstadt konzentriert. Razzien, Deportationen und Massenerschießungen folgten Schlag auf Schlag. Die Mauer des Ghettos wurde erst am 18. Januar 1945 durch die sowjetische Armee zerstört.

zeit wieder zum Arbeitsdienst einrücken muß (dort holt er sich jenes Lungenleiden, an dem er im Juli 1945 sterben wird). Er lacht deshalb auf dem Hochzeitsbild nicht, obwohl er allgemein als lustiger Mensch bekannt ist. Als Privatlehrer für Fremdsprachen hat er in den Budapester Blättern eine eigene

Methode angekündigt: «Lernen durch Lachen». Fast scheint es, als hätte sich sein Sohn den väterlichen Humor schreibend zu eigen gemacht. Als Leser seines Buches lernt man durch Lachen, aber man lacht bisweilen auch unter Tränen.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

# Das Wochenende für die Wirtschaft?

«Lieber mehr Lohn!» So wirbt eine charmante junge Frau auf einem Plakat, das die Unternehmen der Metall- und Elektroindustrie finanziert haben, für neues Denken und neue Chancen im Tarifstreit um die 35-Stunden-Woche. Mit Filzstift war schon bald ein Zusatz aufgemalt: «Mehr Zeit zum Lieben!» Markieren diese Alternativen den Kern der Auseinandersetzung zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern? Ist der Widerstand der IG Metall, den Samstag in die Regelarbeitszeit einzubeziehen, gerechtfertigt?

Sollen die Kirchen mit den Gewerkschaften das freie Wochenende verteidigen? Sollen Gemeinden, Sportvereine und Familien sich politisch dagegen wehren, daß noch mehr Lebenszeit verwirtschaftet wird?

### Technische Gründe für Wochenendarbeit

Unternehmen der Hochleistungstechnik argumentieren mit der Logik des technischen Sachzwangs. Ebensowenig wie das Wasser den Berg hinauffließe, könnten technische Gesetzmäßigkeiten durch parlamentarische Mehrheiten oder moralische Appelle außer Kraft gesetzt werden. Die optischen, elektronischen und chemischen Produktionsprozesse ließen keine Unterbrechung am Wochenende zu. IBM behauptet für die Chipsproduktion und SEL für die Glasfaserproduktion, daß es längere Zeit brauche, bis das Produktionssystem auf die nötigen Kenngrößen eingeregelt sei, und daß sich die Meßgrößen während der Einschwingphase zu stark veränderten; nur durch kontinuierliche Produktion könne man nennenswerte Ausschußraten vermeiden.

Die technische Abschaltbarkeit ist im Einzelfall zu prüfen. Der abgeschlossene Produktionsprozeß, der mehr als 120 bzw. 144 kontinuierliche Stunden beansprucht, muß positiv nachgewiesen werden. Sind bereits vorhandene Alternativen ausgeschöpft?

Braucht die Autoindustrie Samstagsarbeit, solange sie von Montag bis Freitag ihre Produktion um ein Drittel erhöhen kann? Brauchen IBM und Siemens Sonntagsarbeit, solange nachweisbar ist, daß sie die Schrottrate an Werktagen um ein Drittel senken könnten, wenn sie den Prozeß anders organsieren?

Zweifellos begrenzen Naturgesetze und technische Möglichkeiten den aktuellen Spielraum menschlicher Entscheidungen. Andererseits resultieren technische Sachzwänge oft aus vorhergehenden freien Entscheidungen. Wenn ich z.B. von meiner Freundin angerufen werde, sie könne mich leider heute abend nicht besuchen, weil die Lichtmaschine an ihrem Auto defekt sei, so müßte sie eigentlich, wenn sie aufrichtig wäre, sagen, der Abend zusammen mit mir sei ihr nicht soviel wert, daß sie dafür zehn Kilometer mit dem Radl fahre, sich ein Auto leihe, ein Taxi nehme oder die Straßenbahn benutze. Etwas Ähnliches gilt für den sogenannten technischen Sachzwang, der angeblich die Wochenendproduktion verlange. Produktionstechniken fallen ja nicht vom Himmel und entspringen nicht der Natur: Sie werden nicht im luftleeren, gesellschaftsfreien Raum entworfen. Oft sind die sogenannten technischen Sachzwänge das Produkt falscher gesellschaftlicher Entscheidungen. Deshalb ist zu fragen, wie souverän die Ingenieure bei der Entwicklung und Anwendung der Technik sind, wie weit ihre technische Fantasie bei der Entwicklung wochenendfreier Techniken reichen darf? Wenn sie beispielsweise gedrängt werden, eine Verfahrenstechnik unter Einbeziehung der Sonntagsproduktion zu entwickeln, wird am Ende diese Produktionstechnik zum Sachzwang erklärt, der die Zulassung der Sonntagsarbeit verlange. Es muß also gefragt werden, welche wirtschaftlichen Interessen hinter dem sogenannten technischen Sachzwang stecken.

### Wirtschaftliche Gründe

Die Unternehmer der Metallindustrie argumentieren mit der besseren Auslastung kapitalintensiver Anlagen und entsprechend geringerem Kostendruck, wenn die Maschinen am Samstag laufen könnten, wenn bei flexiblen Arbeitszeiten gemäß den individuellen Vorlieben der Arbeiter/innen deren Arbeitszeit von der Betriebszeit abgekoppelt würde. Die Arbeitgeber der Textilindustrie fordern indessen bereits die Produktion rund um die Uhr unter Einbeziehung des Sonntags, um dem internationalen Wettbewerbsdruck bzw. dem veränderten Klima des EG-Binnenmarkts standhalten zu können. Maschinen auf dem technisch jeweils neuesten Stand, die man wegen der hohen Lohnkosten habe einsetzen müssen, würden sehr schnell veralten und sich nur rentieren, wenn ihre Anschaffungskosten auf eine möglichst große Zahl von Produkten umgelegt werden könnten.

Zwar ist die einzelwirtschaftliche Argumentation eines Unternehmers verständlich, der meint, durch Wochenendarbeit und Senkung der Lohnstückkosten einen Wettbewerbsvorsprung gegenüber seinen Konkurrenten erringen zu können. Dementsprechend werden die Wettbewerbsnachteile eines Betriebs in Sindelfingen oder einer Halbleiterfertigung bei IBM oder einer Textilproduktion in Gronau gegen Wettbewerbsvorteile eines Betriebs in Hamburg, einer Fertigung bei Siemens, einer Produktionsauslagerung nach Taiwan aufgerechnet. Aber auch dann ist zu prüfen, ob der Austausch der Arbeitskräfte durch teure Maschinen, mit deren Produktivität das Arbeitslosengeld finanziert werden muß, oder der Saldo des Spareffekts bei der Abschreibung gegenüber dem Kosteneffekt bei den Überstunden vernünftig kalkuliert sind.

Jedenfalls kann eine solche einzelwirtschaftliche Rechnung nicht gleichzeitig in Gronau und Singapur, Regensburg und München, Saragossa und Rüsselsheim präsentiert werden. Dann bliebe außer Acht, daß eine Kapazitätsausweitung, die mit einer verlängerten Laufzeit der Maschinen verbunden ist, bei gleichbleibendem Nachfragevolumen eine Angebotsspirale in Gang setzt, die in einen gnadenlosen Verdrängungswettbewerb münden muß. Insofern ist es nicht überraschend, wenn die Firma Gilette erst in Berlin die Samstagsarbeit, dann in England die Sonntagsarbeit und danach in Annecy Entlassungen erzwingt und mit Betriebsstillegung droht. Außerdem wären die gesundheitlichen und gesellschaftlichen Folgekosten der Schicht- und Nachtarbeit, die zum Biorhythmus des Menschen und zur gesellschaftlichen Zeitgliederung quer steht, in Rechnung zu stellen, die in der Regel bisher auf die Arbeitnehmer/innen bzw. auf ihre Familienangehörigen, auf die Solidargemeinschaft, auf unbeteiligte Dritte oder die Allgemeinheit abgewälzt werden.

Schließlich wirkt die Klage über die harte Weltmarktkonkurrenz wenig überzeugend, solange die westdeutsche Wirtschaft einen fortwährenden Leistungsbilanzüberschuß erzielt, der die Attraktivität des Industriestandorts Bundesrepublik belegt. Am Ende ist eine Spirale wechselseitiger Konkurrenzangst, die Japan, die USA, die BRD und am Ende alle Länder erfassen würde, im ganzen und auf Dauer gegenproduktiv und destruktiv.

# Psychologisch-Gesellschaftliche Gründe

Der erwerbsarbeitsfreie Samstag und die Arbeitsruhe am Sonntag seien teuer; das verlorene Einkommen sei ein zu hoher Preis, wird argumentiert. Wenn das Wochenende als weitere Nutzungszeit der Maschinen zur Verfügung stünde, könnten die abhängig Beschäftigten durch mehr, allerdings gleitende Freizeit während der Werktage entschädigt werden und dazu noch ein höheres Einkommen erhalten. Für alle würde es vorteilhaft sein, wenn die lästigen Staus auf den Autobahnen, die Warteschlangen am Skilift, die Enge in den Schwimmbädern und Museen gerade am Wochenende der Vergangenheit angehörten.

Ob ein gleitender Freizeitausgleich, der für einzelne Personen entlastend ist, seine vorteilhaften Wirkungen behalten wird, wenn ihn viele und schließlich alle in Anspruch nehmen, mag zweifelhaft bleiben. Lassen sich überhaupt kulturelle Errungenschaften wie freiheitliche und soziale Grundrechte gegen ökonomische Vorteile aufrechnen? Ist die Frage zulässig, wieviel uns die Verteidigung der Menschenrechte, der Protest gegen politische Unterdrückung oder das Engagement für die Gleichstellung der Frauen kosten dürfen? Bereits der römische Philosoph Seneca hat sich über den Lebensstil der Juden gewundert, daß sie auf ein Siebtel des möglichen Profits verzichteten; der Sabbat sei alles andere als ökonomisch effizient. Und als vor hundert Jahren die Arbeitsruhe am Sonntag gesetzlich verankert wurde, war man nicht reicher, als wir es heute sind; auch der internationale Wettbewerbsdruck war nicht geringer. Trotzdem hat man auf ein Siebtel des Einkommens zugunsten der gemeinsamen Lebensqualität der Sonntagsruhe verzichtet, weil man darin eine Ausdrucksform gesellschaftlicher Identität sah, die nicht gegen Geld aufgewogen werden kann.

Allerdings folgt aus einer solchen gesellschaftlichen Identitätsklammer nicht, daß sie lebensfeindlich ausgelegt werden müßte, indem eine rigorose Verteidigungslinie um einen Katalog von Arbeiten gezogen wird, die entweder dem Sonntag dienen oder – wie Tierhaltung, Krankendienst, elementare Versorgung und öffentliche Sicherheit – lebensnotwendig sind. Weder die Arbeitsruhe am Sonntag noch der erwerbsarbeitsfreie Samstag sind ein absolutes Gebot. Eine verantwortete Güterabwägung kann sich an fünf Leitlinien orientieren:

➤ Samstags- und Sonntagsarbeit unterliegen dem Grundsatz der «extremen Ausnahme»: erst wenn alle anderen Verfahren ausgeschöpft sind, durch bessere Technik, Investitionen und andere Arbeitsorganisation zwischen Montag und Freitag den Ertrag zu steigern bzw. Kosten zu senken, sollte das freie Wochenende angetastet werden. Was auf den Werktag verschiebbar ist, darf nicht am Wochenende gearbeitet werden. Fertigungsprozesse, die weniger als 120 bzw. 144 Stunden dauern, benötigen keine Ausnahmen von der Arbeitsruhe am Wochenende bzw. am Sonntag.

Die Suche nach technischen Alternativen muß Vorrang vor der Wochenendarbeit haben. Wer mit dem Rücken zur Wand steht, entfesselt in der Regel schöpferische Phantasie. Die technische Problemlösungskompetenz, die in der Extremsituation eines Krieges nicht selten freigesetzt wird, sollte an der strengen Dauerrestriktion eines arbeitsfreien Wochenendes nicht scheitern müssen. Das freie Wochenende könnte sich sogar als technische Produktivitätspeitsche erweisen.

Denn echte Freiwilligkeit darf zur Zeit auf dem Hintergrund einer Massenarbeitslosigkeit nicht einfach unterstellt, sie muß vielmehr bewiesen werden. Freie Vereinbarungen von Vertragspartnern in unglei-

cher wirtschaftlicher Lage bieten ja noch keine Gewähr dafür, daß sie fair und gerecht sind.

Dutternehmen in gleicher Situation müssen gleich behandelt werden. Eine Genehmigungspraxis, die leichtfertig Ausnahmen von der Arbeitsruhe gestattet, würde technische Verfahren, die sich nicht um die Wochenendruhe kümmern, begünstigen und Planungsdefizite im Frühstadium der Technikentwicklung belohnen.

Der deutschen Wirtschaft sind globale Vorleistungen zumutbar. Die Wirtschaft der Bundesrepublik ist Schrittmacher der technologischen und ökonomischen Innovation. Die Sozialgesetze und Umweltbestimmungen in der BRD richten sich nicht nach denen der Republik Somalia, sondern umgekehrt orientieren sich die weltmarktorientierten Unternehmen in Asien, Afrika und Lateinamerika nach den öko-sozialen Standards der Unternehmen in den Industrieländern. Das erwerbsarbeitsfreie Wochenende kann, wenn es überhaupt eine Chance hat, gar nicht anders als zuerst in den Industrieländern durchgesetzt werden. Die deutsche Wirtschaft hat sich mit ihrer ökonomischen Macht eine weltweite soziale, ökologische und zeitkulturelle Verantwortung aufgeladen, die sie nicht auf andere abschütteln kann.

# Politische Gründe

Die bürgerlich-liberale Koalition in der Bundesrepublik setzt auf die Selbstheilungskräfte des Marktes und die freie Unternehmerinitiative, die von den Fesseln des Sozialstaats und der Tarifautonomie entregelt werden müßten. Entsprechend lokkert der Entwurf eines Arbeitszeitgesetzes die Bestimmungen der Gewerbeordnung und verwässert damit das Gebot der sonntäglichen Arbeitsruhe in vielfacher Hinsicht. Vor allem wird das in der Gewerbeordnung erkennbare Regelungssystem, nämlich die Unterscheidung zwischen dem grundsätzlichen Arbeitsverbot, zwischen den Betrieben, die vom sonntäglichen Arbeitsverbot gesetzlich befreit sind, und zwischen Arbeiten, die auch bei Geltung des sonntäglichen Arbeitsverbots unter bestimmten Bedingungen zugelassen werden können, preisgegeben. Außerdem ist der Katalog der gesetzlichen Ausnahmen vom sonntäglichen Arbeitsverbot deutlich erweitert.

Infolgedessen ist es nicht verwunderlich, daß sich die Gewerbeaufsicht mehr an der politischen Großwetterlage und den arbeitspolitischen Machtverhältnissen als an der Rechtssystematik der Gewerbeordnung orientiert, daß sie zunehmend Märkte, Ausstellungen, Verkaufsmessen und Volksfeste genehmigt, daß sie in Regensburg, München, Stuttgart und Hamburg großzügig Ausnahmegenehmigungen zur industriellen Sonntagsarbeit erteilt, und daß sie kaum prüft, ob technische Alternativen zur Sonntagsarbeit vorhanden sind, und ob die vorgelegten Beweise der Unternehmen schließen. Erfreulicherweise ist seit jüngster Zeit z. B. bei der SEL-Entscheidung des Regierungspräsidenten in Stuttgart ein Umdenken wahrnehmbar.

# Warum nicht am Wochenende arbeiten?

Sollen die Touristikunternehmen das Wochenende in die Hand nehmen, nachdem sie den Erlebnishunger der Menschen in geographisch und historisch weite Räume gelenkt haben? Oder die Bundesbahn, die mit Sparangeboten die IC-Züge vollstopft? Sollen junge Eltern sich in Freizeitparks mit und von den Kindern erholen? An der Statistik der auswuchernden Sonntagsarbeit seit 1980 gerade im Dienstleistungsbereich läßt sich die Schattenseite des Essens beim Griechen, des Besuchs im Museum, der Verkaufsmessen und der Staus auf den Autobahnen ablesen: Freizeitkonsum erzwingt die Wochenendarbeit der Kolleginnen und Kollegen.

Die Kirchen machen sich für die Heiligung des Sonntags stark, indem sie sich auf die jüdisch-christliche Tradition und deren Resistenz gegen die französische bzw. russische Revolution

# Den Glauben weitergeben



NEU
144 S., kart., 18,80 DM
ISBN 3-419-50930-8
Die Frage, wie der Glaube
an die nächste Generation
weitergegeben werden
kann, beunruhigt viele
Menschen. Kompetente
Autoren bieten in diesem
Buch eine Fülle von Perspektiven für eine wegweisende religiöse Erziehung.
Ein hilfreiches Buch für
Pfarrer, Lehrer und Eltern.

# Das Kreuz mit dem Leid



NEU
128 S., kart., 17,80 DM
ISBN 3-419-50938-3
Welche Antwort kann der
Christ auf die Frage nach
dem Sinn des Leidens
geben? Es wäre zu einfach,
das "Kreuz", das der
Mensch zu tragen hat, im
Blick auf das Kreuz Christi
zu überhöhen. Leo Karrer
versucht, eine andere
Antwort zu geben und zeigt,
daß es eher darum geht,
sich dem Kreuz zu stellen
und es nicht zu verdrängen.

# Tradition und Erneuerung



128 S., kart., 17,80 DM ISBN 3-419-50932-4 Bewahren und Erneuern um diese immer wiederkehrende Frage geht es dem Schweizer Theologen Alois Schifferle in diesem Buch. Am Beispiel Marcel Lefebyres macht er die innerkirchlichen Kontroversen um Tradition und Erneuerung deutlich, nachdem er den Tradierungsprozeß der Kirche vom Konzil von Trient bis hin zur Gegenwart beleuchtet hat

In allen Buchhandlungen





sowie auf Art. 140 GG berufen. Aber wie hoch ist der Prozentsatz der praktizierenden Christen und außerdem derer, die den Gottesdienst am Sonntag besuchen? Die Teilnahme am Gottesdienst muß nicht zunehmen, wenn die Sonntagsarbeit abnimmt, solange die Kirchen mit Sportverbänden und anderen Anbietern von Freizeitaktivitäten konkurrieren. Schließlich wird für den Gottesdienst nicht ein ganzer arbeitsfreier Tag gebraucht. Die Bezeichnung «Abendmahl» deutet darauf hin, daß die Christen ihren Gottesdienst in den Erholungsnischen eines Werktags feiern konnten. Gott braucht allemal keinen arbeitsfreien Tag.

# Sonntagsheiligung - Sonntagsruhe

Ist die Sonntagsruhe der zu verteidigende Wert? Die Juden hatten sich für einen Wochenrhythmus, den 7. Tag als einen aus der Alltagsarbeit herausgehobenen Ruhetag und den Vollmondsabbat als öffentlichen und privaten Festtag entschieden, um ihre gesellschaftliche Zeit zu strukturieren. Zu Lebzeiten Jesu wurde teilweise eine rigorose Einhaltung der Sabbatruhe verlangt. Aber sowohl Jesus als auch die ersten Christen sind für eine humane Sabbatpraxis eingetreten. Die Christen hielten am Anfang den jüdischen Sabbat, hoben jedoch einen weiteren Tag hervor, den ersten Tag der Woche, den Herrentag, an dem sie nach der Arbeit die Eucharistie feierten. Während die Christen sich vom Judentum ablösten, betonten sie die geistliche Feier des Sabbats, nämlich von den Werken der Sünde auszuruhen und ansonsten fleißig und schöpferisch zu arbeiten, anstatt wie die Juden die Schöpfung Gottes untätig anzustaunen. Ein Erlaß Kaiser Konstantins hat 321 die römische Festtagsordnung auf die Sonntage ausgedehnt; danach blieben die Gerichte und Gewerbebetriebe geschlossen, während die Landbevölkerung weiterhin die Felder bestellen konnte. Und erst im 6. Jahrhundert drang der Ruf nach strikter Arbeitsruhe am Sonntag von Syrien und Ägypten her in die fränkische Kirche ein. Heute gebietet das Rechtsbuch der katholischen Kirche den Katholiken des lateinischen Ritus, jene Arbeiten am Sonntag zu meiden, die dem Gottesdienst, der für den Sonntag typischen Freude und der Erholung, die Körper und Geist geschuldet sind, im Wege stehen. Verteidigen wir mit der Sonntagsruhe vielleicht bloß eine angelsächsisch-puritanische, groß- oder kleinbürgerliche Sonntagskultur des 19. Jahrhunderts?

# Soziokulturelle Errungenschaft

Bereits der christliche Sonntag (wie der jüdische Sabbat) hat neben der religiösen eine soziale Dimension. Das Sabbatgebot der Bibel lautet: Der 7. Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: Du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat. Die humane, soziale und ökologische Dimension der Sabbatruhe ist offensichtlich, auch wenn einmal die Befreiung Israels aus dem ägyptischen Sklavenhaus und ein andermal das Ausruhen Gottes am Ende seiner Schöpfungsarbeit als religiöse Begründung angeführt werden.

Ein getrennter Kampf um den Samstag, den die Gewerkschaften führen, und um den Sonntag, den die Kirchen führen, wird in einer Niederlage für beide enden. Die Kirchen in der BRD verfügen zur Zeit allein gar nicht über die politische Macht, den Sonntag zu retten. Selbst wenn sie eine Grundgesetzänderung verhindern können, richten sie gegen die schleichende Aushöhlung der Verfassungsnorm, z.B. den Entwurf eines Arbeitszeitgesetzes, nur wenig aus. Die Kirchen haben die Preisgabe des Sonntags zu Beginn der Industrialisierung in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts auch nicht verhindern können.

Der erwerbsarbeitsfreie Samstag und die Sonntagsruhe bilden eine funktionelle Einheit. Indirekt bestätigt wird diese durch den Paketvorschlag eines katholischen Unternehmerverbandes, der erklärt: «Wer den Sonntag vom Druck der aus Kostengründen geforderten Erwerbsarbeit entlasten will, der darf nicht den arbeitsfreien Samstag zum Tabu erklären.» Für Samstagsarbeit und Sonntagsarbeit werden in der Regel auch dieselben Argumente angeführt, nämlich Kostensenkung, weltweiter Wettbewerbsdruck, technische Sachzwänge, Dienstleistungen zugunsten des Menschen und der Entwicklungsländer. Wer indessen den Samstag zur Produktion freigibt, muß am Sonntag Wartungs- und Reparaturarbeiten ausführen. Wer die Samstagsarbeit wiedereinführt, muß dafür Sorge tragen, daß am Sonntag eingekauft, Hausarbeit erledigt und Sport getrieben werden kann.

Das erwerbsarbeitsfreie Wochenende, Samstag und Sonntag, sind zu einer kulturellen Einheit zusammengewachsen. Seit es den freien Samstag gibt, hat sich die Gestalt des Sonntags verändert, hat sich eine profilierte Wochenendkultur herausgebildet. So ist der Samstag von Eigenarbeit am Haus, im Garten, mit dem Auto geprägt, vom gemeinsamen Einkaufen in der Innenstadt am Morgen, vom Erlebnis einer durch Flohmärkte, Straßentheater, politische Infostände gewandelten Innenstadt, von häuslicher Kommunikation am Nachmittag, von außerhäuslichen Veranstaltungen für die jüngere Generation am Abend. Der Sonntag hat demgegenüber Merkmale eines langsameren Lebens angenommen: Ausruhen, Ausschlafen, primärgruppenzentrierte Kommunikation, Sport, Gottesdienst, gemeinsame Mahlzeiten, Besuche, Reisen.

Der Sonntag stirbt nicht am Wochenende, und er gewinnt nicht durch die Abschaffung des freien Samstags. Ohne den erwerbsarbeitsfreien Samstag wäre er nicht mehr wiederzuerkennen. Das freie Wochenende ist inzwischen für viele abhängig Beschäftigte zum sozialen Zeitgeber geworden. Die Gewerkschaften haben gemerkt, daß die Arbeiterinnen und Arbeiter, die die Chance haben, ihre Zeitsouveränität dem Arbeitgeber gegenüber zu behaupten, ihr freies Wochenende nicht antasten lassen.

# **Festzeit**

Diejenigen, die nicht autonom über ihre Zeit verfügen können, deren Arbeit abhängige Arbeit, deren Zeit fremdbestimmte, enteignete Zeit ist, deren Zeitsouveränität hinter der der Besserverdienenden und Freiberuflichen bzw. Selbständigen zurückbleibt, die unter der asymmetrischen Verteilung der Zeitsouveränität besonders leiden: die Schichtarbeiter, die doppelbelasteten Frauen, die ausländischen Arbeiterinnen und Arbeiter, die gering Qualifizierten, die familiär Gebundenen sowie diejenigen, die in verbindlichen Partnerbeziehungen leben, sind an dem erwerbsarbeitsfreien Wochenende, an einem festen, planbaren und voraussehbaren Arbeitszeit- und Lebensrhythmus interessiert, an gemeinsamen Zeiträumen des familiären und geselligen Lebens, an die sie ihre Arbeitszeit anzupassen suchen.

Sie brauchen das erwerbsarbeitsfreie Wochenende als Freizeit. Das ist eine Zeit der Freiheit von Sachzwängen, von Fremdbestimmung, von Zeitdruck. Eine Zeit der Freiheit für Eigen- und Hobbyarbeit, für das Nichtstun, das Spiel, den schöpferischen Abstand und die Phantasie.

Sie brauchen das erwerbsarbeitsfreie Wochenende vor allem jedoch als Festzeit. Freizeit, die ich für mich allein habe, ist noch keine Festzeit. Selbst wenn sich durch Wochenendarbeit die Menge meiner privaten Freizeit vermehren sollte, wird mir nicht automatisch mehr Festzeit geschenkt. Festzeit hat keiner für sich allein, sondern nur gemeinsam mit anderen. Festzeit ist die Kommunikation mit befreundeten Menschen, mit dem Partner, Kindern, Kranken, älteren Leuten. Eine Zeit der Kommunikation in der Familie, in Gruppen und Vereinen, beim Sport, mit Kunst, Musik und Tanz. Festzeit ist auch die stille Zeit der «Mystik», der Meditation, des Gebets. Religiöse Menschen sprechen von Gott, der sie unbedingt fordert, der sich der Verfügung durch Menschen entzieht. Andere spre-

chen von dem, was ihnen absolut wichtig ist: Mitmenschlichkeit, Solidarität, Gerechtigkeit für alle, Freiheit von Unterdrückung und Ausbeutung. Sie alle haben ihre Liturgien und Feste, wo sie sinnbildhaft die geschwisterliche Welt vorwegerleben, für die sie im Alltag kämpfen. Das freie Wochenende ist die Zeit für all das, was nicht berechenbar ist und keinen Preis hat, was eben nicht zur Disposition steht.

Festzeit ist feste Zeit, kollektiv festgesetzte Zeit. Jede Gesellschaft geht kollektiv mit ihrer Zeit um. Die Basis oder die Anlässe ihrer Zeitordnung können wechseln – die Überschwemmung des Nils, der Mondumlauf um die Erde, der Erdumlauf um die Sonne, der Auszug aus Ägypten oder Tod und Auferstehung Christi – immer aber ist die Zeitgliederung der Gesellschaft ein verbindliches Datum für die Zeitpläne einzelner Personen, Gruppen und Organisationen. So schützt das kollektive Wochenende die einzelnen gegen zeitliche Außenansprüche. Vor allem aber schafft es einen berechenbaren Rahmen für gesellschaftliche Kontakte ohne großen Aufwand und koordiniert abweichende Handlungsmuster. Es regt Treffen, soziale Kontakte und gesellschaftliche Veranstaltungen an. Es bildet den Horizont utopischer Träume und konkreter Wünsche geglückten gemeinsamen Lebens.

Das kollektive Wochenende ist nicht atomisierbar, auf andere Wochentage zu übertragen. Wie sollen bei individuell gleitender Freizeit die Wünsche der berufstätigen Partner und der Schulkinder, der Mitglieder von Gruppen, Vereinen und Verbänden koordiniert werden? Wann soll sich soziales Engagement entfalten? Wie weit können Essenszeit und Nachtruhe, die Versorgung von Kleinkindern in der Familie flexibilisiert werden? Werden sich bei individuell gleitender Freizeit das politische Engagement und dann die sozialen Primärkontakte zurückbilden, wird die reine Erholung von der Erwerbsarbeit alle kreativen Freizeitinteressen verdrängen, wird der Medienkonsum total beherrschend?

Der kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry läßt sich vom Fuchs belehren, daß es besser sei, zur selben Stunde zu kommen, weil er dann bereits eine Stunde vorher anfangen könne, glücklich zu sein. «Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann mein Herz da sein soll... Es muß feste Bräuche geben». Der jüdische Sabbat, der christliche Sonntag, der muslimische Freitag und das moderne freie Wochenende sind Versuche der Menschheit, die gesellschaftliche Zeitordnung in das geophysikalisch-kosmische System einzubinden. Ich finde es anachronistisch, daß die arbeitspolitischen Entscheidungsträger, nachdem die Wirtschaft gerade die ökologischen Grenzen ihres Wachstums zur Kenntnis genommen hat, aus der kosmisch-gesellschaftlichen Zeitordnung ausbrechen und diese sozio-kulturelle Errungenschaft aufgeben wollen.

# Engagement der Kirchen?

Die Gewerkschaften wehren sich dagegen, die Regelung über flexible Arbeitszeiten ausschließlich den einzelnen Arbeitnehmer/innen oder Betriebsräten zu überlassen, da mit der Freiwilligkeit der bzw. mit einer Betriebsvereinbarung über Wo-

Freiwillige für internationale Friedensbrigaden:

# Peace Brigades International (PBI)

Kleine PBI-Teams setzen sich in gewaltfreier Präsenz in Konfliktgebieten (z. Z. Guatemala, El Salvador und Sri Lanka) für die Menschenrechte ein.

*Informationswochenende:* 10.–12. August in Mutlangen: Vorstellung von Projekten und Richtlinien

Nächste Trainings: Śri Lanka: 17.–23. Juni in der Schweiz (in Englisch); Zentralamerika: 10.–15. Sept. bei Barcelona (in Spanisch).

Anmeldung/Auskunft: Lotti Buser, Bäumlihofstraße 190, 4058 Basel; Werner Huffer, Palaststraße 3, D-5500 Trier; Doris Kurz, St.-Peter-Straße 31, A-8071 Hausmannstätten.

chenendarbeit noch längst nicht deren Richtigkeit und Gerechtigkeit garantiert ist. Die sozio-kulturelle Errungenschaft des freien Wochenendes und die gesellschaftliche Zeitordnung dürfen weder dem Ermessen einzelner Arbeitnehmer bzw. Arbeitnehmerinnen noch dem einzelner Betriebsräte noch dem einzelner Unternehmen überlassen werden. Kollektivrechtliche Regelungen, wie sie die Manteltarifverträge enthalten, sind unverzichtbar.

Können die Gewerkschaften mit den Kirchen als Verbündeten im Kampf um das erwerbsarbeitsfreie Wochenende rechnen? Wenn diese ihre notorischen Berührungsängste verlieren und sich nicht bloß auf den Sonntag kaprizieren. Zwar hat Bischof Lehmann auf die Gefahr hingewiesen, daß der Sonntag im Wochenende aufgehe; und Bischof Spittal vermutet, daß die Sonntagserwartungen der Menschen wegen der Art und Weise, wie die Gesellschaft das sogenannte Wochenende verbringe, frustriert würden; auch die gemeinsame Erklärung der katholischen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands verweist auf den qualitativen Unterschied zwischen dem Sonntag und dem «Wochenende» aus christlicher Sicht. Aber die Kirchen wissen wohl, daß nicht sie, sondern die Arbeiterbewegung dem Sonntag gesetzliche Geltung und Verfassungsrang in der Industriegesellschaft verschafft hat; sie sind dabei zu lernen, daß die sonntägliche Arbeitsruhe nicht im Tausch mit dem erwerbsfreien Samstag

ZUR BEACHTUNG: Am Deutschen Katholikentag in BERLIN (23.-27. Mai) werden wir von der ORIENTIERUNG an zwei Ständen anzutreffen sein:

Offizieller Katholikentag, Messegelände, Halle 14.1;

Katholikentag von unten, Markt der Zu-Stände, Großzelt am Spreebogen (Kronprinzenufer, Nähe Reichstag).

Unser Chefredakteur Ludwig Kaufmann ist ferner als Mitwirkender an folgenden Veranstaltungen beteiligt:

Do, 24.5., 10 Uhr: Podium «Erneuertes Amt in unserer Zeit». Katholiken-

tag von unten (Zelt).

Do, 24.5., 15.00-17.30 Uhr: Forum «Wider die Unglückspropheten». Die Vision des Konzils für eine Erneuerung der Kirche. Werkstatt «25 Jahre II. Vatikan. Konzil», Techn. Universität, Hörsaal 0105 (Straße des 17. Juni 135, Tiergarten).

Sa, 26.5., 8 Uhr: Eucharistiefeier, Maria Regina Martyrum (Heckerdamm

232, Charlottenburg).

### ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760

Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Werner Heierle, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1990:

Schweiz: Fr. 39.-/ Studierende Fr. 28.-Deutschland: DM 49,-/ Studierende DM 34,-Österreich: öS 370,-/ Studierende öS 260,-Übrige Länder: sFr. 37.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60,- / öS 420,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit

behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Probenummer gratis

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzialbank Wien, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration. Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

zu erhalten ist, daß moralische Appelle allein den Sonntag nicht retten – auch nicht unter Berufung auf das Verfassungsgebot, und daß es für das Fortbestehen der Sonntagskultur entscheidend ist, wie der Kampf der Gewerkschaften um die Wochenendkultur ausgeht. Die Gewerkschaften, die sich für den Erhalt einer dreißigjährigen Wochenendkultur einsetzen, kämpfen stellvertretend für eine gesellschaftliche Zeitordnung, die sich nicht dem Diktat der rentablen Kapitalverwertung unterwirft. Wenn die Gewerkschaften das erwerbsarbeitsfreie Wochenende erhalten, steht es gut um die Chancen der Kirchen, den Sonntag als Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung zu retten. Was liegt eigentlich näher, als eine gemeinsame arbeitspolitische Koalition zu bilden, die das erwerbsarbeitsfreie Wochenende als sozio-kulturelle Errungenschaft verteidigt? Friedhelm Hengsbach, Frankfurt

# Widerstand ohne Gewalt

«Seht, da kommt der Träumer»<sup>1</sup>, gemeint ist mit diesem Buchtitel Martin Luther King, der in den fünfziger Jahren an der Spitze der schwarzen Bürgerrechtsbewegung stand, der sich für die Versöhnung der verfeindeten Rassen und Völker mit gewaltfreier Konfliktbewältigung einsetzte und deswegen - angeblich wegen Staatskritik - zwanzigmal ins Gefängnis kam und schließlich am 4. April 1968 ermordet wurde.

Heute wird er im offiziellen Washington als gutmütiger Onkel Tom verkauft, wobei der Nationalfeiertag zu seinen Ehren vergessen machen soll, daß er seinerzeit vom FBI und vom Verfassungsschutz als Sicherheitsrisiko Nummer eins behandelt und mit 16 geheimen Abhöranlagen in Büro und Privaträumen überwacht wurde und bereits 1964 hätte zum Selbstmord getrieben werden sollen.

Der Autor, Hans-Eckehard Bahr, will sich mit diesem Bild- und Textband am «Kampf um die gefährliche Erinnerung an die politische Vision Kings», der in den USA entfacht ist, beteiligen.<sup>2</sup> Er durfte in der Zeit ab 1966 in Chicago ein Stück Weggenossenschaft mit Martin Luther King erleben. Dies erlaubt ihm, so etwas wie eine Weg-Weisheit zu vermitteln, welche King nicht in eine Distanz des Heroen versetzt, sondern ihn in unsere konfliktreiche Alltagswelt zurückbringt. Mit alltäglichen Beispielen aus dem eigenen Leben versteht es Bahr, aufzuzeigen, wie man - wie seinerzeit King - mit Niederlagen schöpferisch umgehen kann. Man muß dabei die gegenseitige Lernfähigkeit in Anspruch nehmen. Kooperation in der Konfrontation! Dem Konfliktpartner soll die Demütigung erspart und dem Schwächeren das Gefühl der eigenen Würde gegeben werden. Solch eine Methode kann nur gewaltlos sein. Nach dem ersten Bombenanschlag trat King mutig auf die Veranda und lehnte es strikt ab, mit Gegengewalt zu reagieren. Diese Weigerung, mit gleicher Münze heimzuzahlen, darf nicht mit einem passiven Stillhalten verwechselt werden, vielmehr bedeutete sie immer eine kommunikative Aktivität, eine intensive Kontaktnahme mit den Opponenten, die er letztlich gewinnen, nicht beseitigen wollte. Woher diese Ich-Stärke? Es galt für ihn, die fremden und eigenen Ängste - auch die Sterbensangst - anzunehmen und nicht zu verdrängen. Wer mit Bahr all die Stationen Kings durchgeht, lernt allmählich begreifen, wie wir unsere «Ohnmacht des Auf-den-Tod-hin-Lebens» umkehren könnten zu einem «Vom-Todeher-Leben», gerade auch dann, wenn der «Goldrahmen» bricht und Abschied genommen wird vom Heldentum. King war der politischen Macht bedrohlich, weil ihr die machtlose Wahrheit, die er ihr entgegenstellte, fremd war. Aber auch auf diese andersartige Macht mußte er kurz vor seinem Tod verzichten. Er war dem Zusammenbruch nahe: «Aus «All-One» wird «alone».»

Wie universalisierbar ist die gewaltfreie Methode des Konfliktaustragens? Bahr sieht keine brauchbaren Alternativen. Darum stimmt man gerne dem Canetti-Zitat in seinem Vorwort zu: «Um so wichtiger ist es von solchen zu sprechen, die auch unserem monströsen Jahrhundert standgehalten haben.» Nicht Vermeidungsstrategie, sondern Widerstand ohne Gewalt zeichnet diesen «Träumer» aus.

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Hans-Eckehard Bahr, Seht, da kommt der Träumer. Unterwegs mit Martin Luther King, Kreuz Verlag, Stuttgart 1989, 72 Seiten, Fr. 24.10.

David Garrow, Bearing the Cross. Martin Luther King Jr. and the Sou-

thern Christian Leadership Conference, New York 1986, TB: 1988. (Eine neue, umfassende Geschichtsstudie der Bürgerrechtsbewegung [Red.])